

DAS SCHWARZE PFERD IST ABGESATTELT EINE EPISODE NACH DEM VIERZIGJÄHRIGEN KRIEG

Siegrid Wolf

Es begab sich am 7. Oktober. Früher ein Tag der Paraden. Es war der 7. Oktober 1993, ich stand allein auf einem stillen großen Betonfeld. Im herbstlich milden Abendlicht die bunte Rhön im Osten, die dunklen Täler des Vogelberggebietes, aus denen der Abendnebel stieg, im Westen. Unter mir die Stadt Fulda, um den trutzigen Dom gelagert. Über dem Gelände der anheimelnde Duft abendlicher hessischer Kuhställe.

Ich hatte wieder einmal eine Parade absolviert. Diesmal die Honors Ceremony des 11 th Armored Cavalry Regiments der US-Army - den letzten Appell des 11. AMERIKANISCHEN PANZERAUFKLÄRUNGSREGIMENTS in Fulda, die feierliche Auflösung der Black Horses. Ich stand allein, meine deutschen Freunde waren schon nach Haus gegangen, meine amerikanischen Bekannten schon nicht mehr in Europa und ich versuchte, den Strudel meiner Gedanken und Gefühle zu ordnen.

Der Einladung des scheidenden Kommandeurs der Black Horses, Col. William S. Wallace, zum abschließenden Büffet hatte ich mich frühzeitig entzogen. Mich interessierten vor allem die offenen Gesichter, die sympathischen schwarzen, braunen und weißen der Soldaten, die Stimmung des Abschieds, die Melancholie des Endes. In dieser Stunde, auf dem Flugfeld von Sickels, schlossen sich auch für mich ein großer Kreis, der vor fast fünfzig Jahren begonnen hatte und ein kleiner mit einer nur anderthalbjährigen Umlaufbahn. Beide haben mit dem amerikanischen Militär zu tun.

Die ersten amerikanischen Soldaten sah ich im Winter 1944/ 45 im Saarland. Es waren weiße und schwarze Kriegsgefangene, die offensichtlich in der Nähe von Bastogne in die Hand der deutschen Truppen gefallen waren. Ich erinnere mich der Erschöpfung, der Verstörung der Männer, die etwa in dem Alter waren, in dem meine Söhne heute sind. Bei der nächsten Begegnung, nur ein halbes Jahr später, hatte sich das Blatt gründlich gewendet. Meine Mutter war mit mir inzwischen vor dem Krieg nach Thüringen geflüchtet, und die amerikanische Armee eilte hinter mir her. In einem Dorf Ostthüringens hatte sie mich schließlich eingeholt - die berühmte 3. Armee des Generals Patton, auf deren Weg Ohrdruf und Buchenwald gelegen hatten. Und sie erteilte mir folgende lebenshilfreiche Lektion: In jenem Dorf herrschte ein Tyrann über uns Kinder. Es war ein böser Altbauer, der eine Koppel vor uns hütete, auf daß wir nicht das sprießende Frühlingsgrün zerträten. Es galt damals die agrukulturelle Lehrmeinung, daß sich eine von Kinderfüßen traktierte Wiese schlecht mähen ließe. Das schienen die Amerikaner allerdings nicht zu wissen, die sie aus der Prärie kamen. Es interessierte sie auch nicht. Schlimmer noch - ohne den deutschen Grasgrafen zu fragen, öffneten sie den Weidezaun und stellten ihre schweren Transportfahrzeuge eines Sanitärparks ab. Kurzerhand. Jetzt begriff der kleine Siegfried: Von hier und heute an beginnt eine neue Epoche der Weltgeschichte. Und ich war dabei. Wer sich das traut, hat den Krieg mit Recht gewinnen müssen - entgegen dem Verratsgefasel der Erwachsenen. Die Macht des bösen Alten war gebrochen. Welch eine lange Reise zu dieser Befreiungstat!

Danach gestaltete sich die Beziehung zwischen den amerikanischen Soldaten und uns Kindern zum wechselseitigen Vorteil. Sie bedienten jedes Klischee: Corned Beef, Micky Mouse, Camel, Chewinggum, Cole Porter gegen deutsche Landeier aus natürlicher Haltung. Peppermint Freedom. Wie unter Geschäftspartnern üblich, war die Freundschaft nicht übermäßig, der Handel aber fair. Wir trafen uns dort, wo wir gemeinsame Interessen hatten. Ich kannte damals natürlich nicht das Ziel von JCS 1067, den Deutschen einen „karthagischen Frieden“ aufzuerlegen. Die amerikanischen Soldaten möglicherweise auch nicht, zumindest schienen sie sich nicht danach zu richten. Ich wußte damals in meiner altthüringischen Idylle auch nicht, daß mein Vater dem tausendfachen Sterben der deutschen Kriegsgefangenen auf den Rheinwiesen wahrscheinlich nur dadurch entrinnen konnte, weil er in die Hände der 3. Armee gefallen war, deren Kommandeur der einzige unter den amerikanischen Generälen war, der noch im Mai Gefangene in erheblicher Zahl freiließ und sie damit vor dem Verhungern bewahrte. Ich stellte nur wenig später fest, daß die ersten Heimkehrer aus dem Westen merkwürdigerweise auf die Amerikaner nicht gut zu sprechen waren. Das konnte ich damals nicht verstehen.

Die Zeiten begannen sich zu ändern. Unser Verhältnis kühlte ab. Die Logik der Systemauseinandersetzung machte mich zu einem Kombattanten der Gegenseite. Im Jahre 1964 stand ich während einer der damals verbreiteten „Berlinkrisen“ als Unteroffizier der Nationalen Volksarmee auf der Autobahn in der Nähe von Magdeburg in meinem Gefechtsfahrzeug der Spitze eines amerikanischen Militärkonvois gegenüber, der versuchte, nach Westberlin durchzukommen. Ich weiß nicht, ob mein Gegenüber so viel Angst hatte, wie ich. Aber natürlich hätte ich in einem Konfliktfalle auf einen bewaffneten Gegner geschossen, wenn es zum Gefecht gekommen wäre - wie wahrscheinlich auch der gesamte

Restbestand an Offizieren und Unterführern der NVA, die in den Bestand der Bundeswehr übernommen worden sind. Hier reklamiere ich gar nicht die Clausewitzschen Friktionen des bewaffneten Kampfes für mich, die man nur als pathologischen Irrsinn mit beschränkter Haftungsfähigkeit bezeichnen kann. Ich hatte auch einen Eid geleistet, über den ich mit einem meiner akademischen Lehrer, dem Militärgeschichtler am ehemaligen Reichsheeresarchiv in Potsdam, General a.D. Dr. Otto Korfes, dem Chef der 223.Stalingrader Infanteriedivision, lange Gespräche geführt hatte. Ich weiß nicht, welches Verhalten den Soldaten der NVA-Linientruppen heute nachträglich auferlegt wird. So habe ich einen Wert darauf gelegt, daß ich kurz vor der Vereinigung förmlich aus meinem Eid entlassen wurde - was dann auch seitens des Eppelmann-Ministeriums geschah. Das war für mich eine Ehrensache. Bundeswehrrangehörige haben das durchaus verstanden.

Mein Verhältnis zum amerikanischen Militär wurde damals in Berlin nicht besser. Als die US-Air Force im Jahre 1968 Hanoi bombardierte, spendeten meine Studenten und ich Blut für die Nordvietnamesen. Wie für viele Amerikaner war auch für mich dieser Krieg ein schmutziger, der die großen amerikanischen Traditionen befleckte. Die 11. Pz. Aufkl. erwarb damals in Vietnam einige Fahnenbänder.

Am 7. Oktober 1993 endete der zweite Kreis, leider mit sehr geringem Radius. Die Initiative dazu ging von meinen Studenten in Hessen aus. In dem Seminarzyklus „Menschen im Krieg“ waren wir um Zeitzeugen bemüht. Bei einigen deutschen Großeltern war es den Enkeln gelungen, sie zum Sprechen zu ermuntern. Eines Tages kam die Anregung von Seminarteilnehmern, die mit amerikanischen Soldaten befreundet oder verwandt waren, diese zum Thema zu befragen, zumal sich einige Vietnamveteranen unter ihnen befanden. Dieser Anlauf mißlang jedoch. Keiner wollte an die Hochschule kommen. Der Name der freundlichen Verbindungsoffizierin war schnell ermittelt - Frau S., ein Termin für die Rücksprache schnell vereinbart. Nun begann eine Kette von Überraschungen. Die erste war: Der Torposten in den Down Barracks winkte meinen PKW mit Erfurter Kennzeichen ohne viel Federlesens durch. Ein flüchtiger Blick in meinen alten DDR-Ausweis sagte ihm sicher nichts - es hätte auch eine Mitgliedskarte des Werratal-Burgenvereins sein können. In meinem Hinterkopf lief als Kontrastprogramm die Kontrollprozedur beim Betreten einer DDR-Kaserne. Als ich dann das Stabsgebäude durchirrte auf der Suche nach Frau S., wurde mir nur freundliche Wegleitung zuteil. Im Vorzimmer von Frau S. begegnete ich einer Fülle von Militärdevotionalien meiner alten Koalition - von Stahlhelmen der NVA bis zum Gardeabzeichen der Sowjetarmee. Keine Trophäen, sondern Gastgeschenke, wie ein deutscher Zivilangestellter betonte, sich der guten Beziehungen zum Bad Salzunger Regiment erinnernd. Wenn ich schließlich der Erwähnung wert befinde, daß ein Soldat eilte, mir aus der Fliegerkantine eine eisgekühlte Cola herbeizuorganisieren, wolle man dies nicht als eine osteinfältige Bewegung über ein statuträchtiges Geschenk in Büchsenform werten, sondern als Ausdruck der Verwunderung.

Diese vertrauensbildenden Maßnahmen verfehlten ihre Wirkung nicht. Schnell kam es mit Frau S. zur Frequenzabstimmung, verbunden allerdings mit ihrem Bedenken, die Soldaten dürften unseren Fragen nach Feindbildern ziemliches Unverständnis entgegenbringen. So kam es dann auch. Unsere Gruppe wurde von Major S. begleitet, einem freundlichen Mann mit einer sympathischen Befangenheit. Immerhin war ich ein Ossi mit einer anderen Feldpostnummer. Das Verhältnis zwischen seiner Einheit und meinen hessischen Studenten war offensichtlich seit „Desert Storm“ nicht ungetrübt.

Am Beginn stand der weltweit obligatorische Besuch im Regimentsmuseum. Ein Militärmuseum wie jedes vergleichbare überall. Ein Depot von Ruhmesdaten, die Komparsen säuberlich nach Freund und Feind geordnet. Mit einem ungebrochenen Verhältnis zur Geschichte, etwa zum ersten Kampfeinsatz des Regiments im Jahre 1901 gegen philippinische Aufständische, in einem Streik von Grubenarbeitern im Jahre 1914 in Colorado, um „die Ordnung wiederherzustellen“, oder als Teil des Expeditionskorps des Generals Pershing 1916 gegen Pancho Villa in Mexiko. Mir wurde unbehaglich.

Der historische Bogen der Regimentsgeschichte schweift bis in die Gegenwart. Nun komme auch ich in der Exposition vor - als „Sackgesicht“. Ebenso wie ein tschechoslowakischer Soldat aus der Zeit, da sich im Fulda Gap und im Thüringer Balkon starke Truppenmassierungen gegenüberlagerten in der Annahme, ein dritter Weltkrieg nebst dem Einsatz von Atomwaffen begänne dort. Wir haben also keine Gesichter, während ansonsten die Puppen, die den Feind abgeben (der Viet-cong war persönlich nicht anwesend, sondern nur durch chinesisches Ge rät angedeutet) bis zum letzten „ein Strich/kein Strich“ detailgenau sind. Die letzten Trophäen der Regimentsgeschichte stammen aus dem Golfkrieg -die kümmerliche Habe eines irakischen Soldaten: ein Rasierpinsel, ein Päckchen polnischer Rasierklingen, seine Militärdokumente und ein Bajonett der AK 47.

Dann kamen wir zur Sache, zu den beiden „Sackgesichtern“, zum Feindbild also. Major S. wurde sichtlich unbehaglich. Er könne uns zwar alles über General Noriega erzählen, er komme gerade aus Panama. Über Europa wisse er nicht so genau Bescheid. Natürlich - er sei Soldat. Dies sei sein Beruf.

Und der Feind jener, der ihm anbefohlen wird - nicht besonders tiefsinnig, aber eine wohltuende, völlig unideologische pragmatische Ehrlichkeit. Aber eine „Aufarbeitung der Vergangenheit“ wollte auf diese Weise nicht gelingen. Die Vergangenheit sei gottseidank vergessen. Jetzt war die Ratlosigkeit auf meiner Seite, obwohl mir diese Gelassenheit auch schon bei ehemals aktiven Bundeswehroffizieren begegnet war - so bei meinem letzten Promovenden, dessen Dissertation ich zu begutachten hatte.

Als ich unserem Gastgeber meine sichtbare Freude über das freundliche Begegnen nach Jahrzehnten der anonymen Konfrontation mitteilte, war seine Erleichterung ganz offensichtlich. Unsere Beziehungen dümpelten freundlich vor sich hin. Dann kam meinem Anliegen nach geraumer Zeit ein grundstürzendes Ereignis entgegen, um dessen kardinale Bedeutung ich nur zu gut weiß: Das Regiment erteilte im Frühsommer 1993 der Befehl der Auflösung. Abwicklung also mit all ihren sozialen und emotionalen Konsequenzen. Jetzt war existentielle Nähe hergestellt, jetzt waren unsere Gemeinsamkeiten gegenüber Dritten größer als unsere Differenzen. Wir wurden „Wir“. Unsere konträre Vergangenheit relativierte sich gegenüber den gemeinsamen Problemen der Gegenwart. Das alte Koordinatensystem war zusammengebrochen, der alte Feind abhanden gekommen, die materielle Zukunft auf eine ziemlich beunruhigende Weise offen; das Netz freundschaftlicher Bindungen droht zu zerreißen. Zudem kommt bei besagtem Regiment offensichtlich noch der drohende Verlust einer natürlich schönen, kleinräumigen und wohlsortierten Kulturlandschaft in Hessen und Bayern hinzu, der zweiten Heimat sozusagen.

In einer ähnlichen Lage war ich den Soldaten nun ungefähr drei Jahre voraus. Ich bin daher schon etwas trainiert, mit Abwicklungssituationen zu leben. Ich hatte eine Zusatzqualifikation erworben, für die es offensichtlich einen wachsenden „Markt“ gibt. Ich konnte also Beistand leisten, indem ich von meinen Erfahrungen sprach. Natürlich ist manche nicht konvertierbar - immerhin handelt es sich bei ihnen um historische Sieger, die meisten sind viel jünger als ich, sie haben schon viel früher gelernt: Nichts ist unmöglich. Bei allen Unterschieden ist die Herausforderung gemeinsam, sich in einer neuen, noch nicht konturierten, keineswegs befriedeten Welt, die der bislang gültigen archaischen Gliederung in Gut und Böse entbehrt, neu zu verorten. Also die Sinnfrage neu zu verorten.

Ich merkte bei unseren amerikanischen Gesprächspartnern sofort, daß im Sommer irgendetwas in Gang gekommen war. Jetzt auf einmal gab es die Sensibilität für meine Fragen. Stundenlang saßen wir - junge Deutsche aus Hessen und Thüringen und ein älterer dazu und sie - junge Amerikanerinnen - auf dem Fußboden des martialischen Museums, um ihr und unser Selbstverständnis neu zu befragen. Etwa zum letzten Kampfeinsatz der Einheit im Golfkrieg. Bezüglich Saddam Hussein gab es schnell Konsens. Und sonst? Man habe den Kuwaitis die Demokratie zurückgebracht. Wer denn die kuwaitischen Demokraten seien? Nun, es ging auch um die Sicherung des Öls. Aha. Wie denn so der Umrechnungsfaktor sei zwischen einer Gallone Öl und einem Liter amerikanischen oder irakischen Blutes? Betroffenheit.

Wohlbemerkt: Hier wurden nicht grüne Jungs durch einen listigen Dialektiker vorgeführt. Gravierend war das gemeinsame Nachdenken über die Zukunft, war nicht selten die vereinte Ratlosigkeit. Als die Leiterin des Museums befand, sie fühle sich in einem Boot auf wilder See und ohne Navigationsmarkierungen, konnte ich nur hinzufügen: Es ist unser gemeinsamer Kahn. Wir hatten also eine gemeinsame Problemlage festgestellt, die wir nun allerdings nicht mehr gemeinsam erörtern können. Trotzdem war der Ertrag beträchtlich. Es wurde vor allem die alte Erfahrung bestätigt: Große Ferne ist die beste Voraussetzung für schließliche Nähe. Deren letztendliche Belastung müssen wir nun nicht mehr erfahren. Es bleibt nur eine schöne Erinnerung.

Beeindruckend war das militärische Abschiedszeremoniell. Jetzt kann ich es ja eingestehen. Am Ort indes war mir ein wenig unbehaglich, denn neben mir stand mit grimmigem Gesicht mein Freund Peter K., ein hessenweit bekannter Friedensaktivist, der das Atomkriegsszenarium für das Fulda-Gap seinerzeit enthüllt hatte, ein häufiger Gast vor dem Zaun, wenn es eine brenzlige Situation an den blockierten Kasernentoren zu entschärfen galt. Was mochte in ihm vorgehen? Das hat er mich auch gefragt, und ich habe mich vorerst vor einer Antwort gedrückt. Ich konnte ja wohl schlecht so tun, als verabschiedete ich meine ehemaligen Beschützer. So verabschiedete ich also ohne Arg nach fast fünfzig Jahren die Soldaten der 3. Armee, wie ich sie als Befreier von Bombendrohung und Kriegsangst kennengelernt hatte. Und ich ergab mich dem Zeremoniell: Dem Reiter auf dem schwarzen Pferd, der im gestreckten Galopp mit der Regimentsfahne den Auftakt gab, der eigenartigen Janitscharenmusik der Militärkapelle, den Truppen, die in breiter Front wie eine römische Phalanx über einen Hügel kamen, dem letzten Abfahren der Front durch den Kommandeur in einem Halbkettenfahrzeug des Zweiten Weltkriegs, sympathischerweise immer vom Stillstand bedroht -, dem Setzen Vorbeimarsch der Schwadronen. Beeindruckend das ernste Gebet. Anrührend das letzte Trompetensignal „Absitzen“ der Kavallerie. Das schwarze Pferd wurde abgesattelt. Das Sattelzeug wurde dem 55. Oberst des Regiments übergeben. Die Waffen nieder. Das Regiment existiert nicht mehr. Der Krieg ist

aus. Wir gehn nach Haus.

Ich gestehe ja ein, daß nicht jeder meinen Hang zur Militärfolklore zu teilen vermag, auch nicht den für Symbolik. Er möge aber bedenken: Ich bin noch ein Fossil aus großkriegerischen Zeiten und: Überlebende kommen aus einer anderen Welt, als Lebende. Ich hätte nicht gedacht, daß wir einmal so friedlich auseinanderkommen. Und ich bin wieder dageigewesen. Ähnliche Empfindungen teilte mir übrigens ein westdeutscher Freund in Thüringen mit, als die ehemaligen sowjetischen Truppen Weimar verließen. Also: Lebt wohl, Jungs, die ihr als meine Feinde disloziert wart, wie ich als der eure. Gute Worte alter Freunde habt ihr reichlich gehört. Ein anderes von mir kommt hinzu. Nichts für ungut. Mit euch geht auch ein Stück meiner Vergangenheit. Ein Glück, daß uns das Schicksal davor bewahrt hat, aufeinander zu schießen. Unsere Raketen waren gleichermaßen auf das Fulda-Gap einjustiert.

Wo ein Ende ist, ist auch ein Anfang. In Bälde werden die künstlerischen Arbeiten, die amerikanische Soldatenfrauen aus Fulda und ihre deutschen Freundinnen gefertigt haben, in Erfurt ausgestellt. Wie immer sind die Frauen die ersten Schwalben.

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation Heft I/ 11 Juni 1993,*
herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>